

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 234.

Posen, den 11. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er blickte vor sich auf den Teller und kniff die Lippen zusammen. Nach einer Weile sprach er: „Wenn ich Sie nicht kenne, Herr Reuth, und auch Ihr Fräulein Braut, würde ich glauben, man wolle mich beschwindeln! So aber weiß ich, daß ich es mit ernstesten Leuten zu tun habe. Aber — dennoch! Seien Sie mir nicht böse, wenn ich zweifle. Hunderte, Tausende beschäftigen sich mit diesen Problemen. Noch keinem ist es geglückt, Funkübertragung und Bild wirklich künstlerisch zu vereinigen. Alles Stümperei. Interessante Laboratoriumsversuche, aber nicht wert, Millionen hineinzustecken! Und sogar plastisch sind die Bilder? Kein Film?“

„Es ist so! Sie brauchen nur mit eigenen Augen zu sehen!“

„Wann? Wo?“

Gast unwirsch stieß der Makler die Worte hervor, als ob er andeuten wolle: Nun aber genug mit der Brählerei!

„Morgen abend um acht Uhr in meiner Wohnung.“

Der Makler schnaubte tief durch die Nase.

„Donnerwetter, Sie haben Schneid, Sie gehen aufs Ganze!“

Ruhig sprach Gisela: „Wer den Glauben an sich hat, hat auch den Sieg!“

Corbach blickte wohlgefällig zu Fräulein Ruhland hinüber und hob sein Glas.

„Auf Ihr Wohl, gnädiges Fräulein! Das war schön gesagt! Und Sie, Herr Reuth, beglückwünsche ich zu dieser Mitarbeiterin!“

Und nun, nachdem der Makler anfangs Zutrauen zu fassen, wandte man sich der Geldfrage zu.

„Mittel sind wohl aufzutreiben, wenn die Sache sozusagen schon fertig ist! Aber — wer soll sie geben? Da muß man vorsichtig sein, damit nichts vermasselt wird!“

Er dachte eine Weile nach, dann murmelte er: „Biblis! hm! Das wäre vielleicht was!“

Zu Reuth: „Sie kennen doch Biblis?“

Der blickte auf.

Gewiß, der Name war ihm nicht fremd. Wie oft stand er in den Zeitungen, aber Näheres wußte er über den Mann nicht.

„Gehört habe ich von ihm — —“

Da lachte der Makler.

„Gott ja! Wer jahraus und -ein in seiner Erfinderbude hockt und nie zur Börse geht, kommt mit dem Manne nicht in Berührung. Ich meine den Geheimen Kommerzienrat Biblis, den ersten Vorsitzenden des Norddeutschen Bankkonzerns!“

Gisela neigte das Haupt. Sie war besser unterrichtet.

„Schuf er nicht den Bühnentrakt?“

„Ganz recht! Er interessiert sich für Kunst Dinge in besonderem Maße. Das ist vielleicht der Geldgeber, der in Frage käme!“

Und man verhandelte hin und her, bis man sich dahin einigte, daß Corbach den Apparat besichtigen und dann als Vermittler die Geldbeschaffung in die Hand nehmen solle.

„Haben Sie schon einen Namen für Ihr Werk?“

Reuth verneinte.

Der Makler dachte nach.

„Bezeichnen wir es doch als Heimtheater! Ein feiner Titel!“

Er goß die Gläser noch einmal voll.

„Heimtheater = Aktiengesellschaft! Famoser Sache! Na — wir werden ja sehen!“

Plötzlich wurde er nachdenklich und tippte Reuth auf den Arm.

„Wissen Sie auch, daß Ihre Erfindung nicht ganz ungefährlich ist?“

„Wie — denn? Ich — verstehe nicht — —“

Corbach hob den Finger.

„Taugt die Geschichte was, dann werden alle Theaterdirektoren des Universums Sie in Acht und Bann erklären!“

Reuth und Gisela lachten, und man nahm die Aeußerung nicht für ernst. In der kurzen Spanne Zeit jedoch, die man noch zusammenblieb, fiel es dem Ingenieur und seiner Verlobten auf, daß der Makler stiller geworden war und sinnend den Rauch seiner Zigarre in die Luft stieß. Schließlich trennte man sich mit einem: „Auf Wiedersehen morgen!“

III.

Biblis erhob sich am folgenden Tage mit etwas schwerem Kopf und nicht gerade heiterem Gefühl von seinem Lager.

Die Feier im Adlon hatte sich bis in die Frühstunden ausgedehnt, und es war scharf getrunken worden.

Das alles aber konnte ihm nichts anhaben. Solche Feste war er gewohnt, und einige Stunden Schlafes genügten, um ihn wieder frisch für die Arbeit zu machen.

Es waren andere Dinge, die sein Befinden schlecht beeinflussten. Das Mahl nahm nicht den Verlauf, den er erwartete.

Etwa dreißig Personen, nur Herren, waren anwesend.

Alles leitende Männer, die am Theaterkonzern irgendwie beteiligt waren.

Man hielt sehr schöne Reden, und aus allem klang die Zuversicht, daß das Unternehmen nicht nur als Patronin guter Kunst blühen, sondern auch geschäftlich ein Erfolg sein möge.

Dann aber gegen Mitternacht ereignete sich etwas, was den Geheimrat verstimmt.

Vielleicht auch war es nur sein übertriebenes Feingefühl, das ihm den Vorgang peinlich erscheinen ließ.

Jutta Vermehren, von der Oper kommend, fuhr vor, um Biblis zu sprechen, und wußte es so einzurichten — oder war der meldende Diener daran schuld? — daß sie in den Kreis der Herren hineinschnitt und alles in Aufruhr brachte.

Man huldigte ihr wie einer Fürstin, und bald bildete sie den Mittelpunkt der Veranstaltung.

Wie Jutta und Biblis zueinander standen, wußte ganz Berlin. Ebenso daß die Entscheidung herannahte,

ob Fräulein Vermehren siegen und die Heirat durchsetzen werde.

Ihr Erscheinen in der Gesellschaft an sich hätte Biblis hingenommen, denn man konnte es als ein zufälliges Ereignis ansehen.

Die Art und Weise aber, wie Tutta ihr Sekilas auf das Gedeihen des Bühnentruks leerte und dann im Laufe der lebhaften Debatte ihre Ansichten darüber kundtat, wie sich in Zukunft die Dinac gestalten müßten, glich fast einer Bloßstellung des Geheimrats.

Das Temperament ging wieder einmal mit der Künstlerin durch, und wenn ihr die Herren mit lautem Bravo zustimmten, so vergaß sie, daß dieser Beifall mehr der Galanterie als der Ueberzeugung entsprang.

Zu verschiedenen Malen versuchte Biblis, durch scherzhaftes Eingreifen die Reden auf ein anderes Gebiet zu lenken, aber es glückte ihm nicht.

Tuttas Scharm hielt die Männer völlig gefangen. So nahm das Gespräch mehr und mehr eine Wendung, die sie im Interesse des Geheimrats hätte vermeiden müssen.

Dem aufmerksamen Hörer mußte sich der Eindruck offenbaren, daß Tutta bei den Entscheidungen des Bankkonzerns die treibende Kraft gewesen sei.

Das Starrenwesen zeitigte bereits so unerfreuliche Blüten, daß eine entschiedene Abkehr nur dienlich und im Interesse von Bühne und Publikum war.

Tutta aber ließ durchblicken, daß sie eine weitere Ueberspannung des bisherigen Begriffs erstrebte.

Ihr Ehrgeiz ersticke die Klugheit, die ihr sonst eigen war.

Als der Kreis der Gäste sich auflöste und ein Teil der Herren Tutta an den wartenden Wagen begleitete, sagte der Intendant Heinersdorf zu Dr. Brettschneider:

„Man könnte Biblis um dieses Weib beneiden, wenn es weniger herrschsüchtig wäre. Die Vermehren wird geradezu gefährlich, wenn sie ihren Hochmutskoller bekommt. Wir wollen hoffen, daß sich der Geheimrat wenigstens soweit ihrem Einfluß entzieht, daß unser Unternehmen nicht daran zugrunde geht.“

Da ein herrlicher Herbsttag war, beschloß der Geheimrat, der sich die Ereignisse dieser Nacht immer wieder durch den Kopf gehen ließ, nicht das Flugzeug zu benutzen, sondern im Kraftwagen nach der Stadt zu fahren.

Er hatte frische Luft und Sonnenschein nötig.

Während das Auto mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit auf der großen Straße nach Lichtenrade dahinschoß, die nur dem Schnellverkehr diene, kam er zu der Erkenntnis, daß er Tutta doch wohl Unrecht tue, wenn er ihr Verhalten taktlos fand.

Mein Gott, sie war eine Frau, deren Worte man nicht streng wägen durfte. Auch war die Stimmung schon so vorgeschritten, daß mancher der Herren wohl kaum noch an das dachte, was nach Mitternacht behandelt worden war. Auf jeden Fall aber mußte er Tutta ermahnen, sich in Zukunft uninteressanter zu zeigen.

Als er sein Arbeitszimmer später als sonst betrat, wartete bereits Brettschneider mit einer Fülle von Arbeit.

Nach Erledigung von eiligen Unterschriften sagte der Sekretär:

„Herr Geheimrat, eine dringliche Sache. Herr Corbach möchte Sie noch vor der Börse sprechen. Er hat sich um elf angefaßt. Wollen Sie ihn empfangen?“

Biblis rückte das Kinn in die Hand.

„Corbach? Was kann er wollen! Vielleicht die Sache mit den Schiffahrtsaktien! Aber das hat doch Zeit —“

Brettschneider zuckte die Achseln.

„Er machte es sehr eilig. Schließlich ist Corbach ein Mann, der nicht mit Bagatellen lästig fällt!“

Der Geheimrat nickte.

„Also um elf! Sagen Sie zu!“

Der Sekretär ging, Christoph trat ein.

„Soeben rief das gnädige Fräulein aus Mahlow an. Wie der Abend Herrn Geheimrat bekommen sei,

und Herr Geheimrat möchten nicht den Empfang heute vergessen.“

Biblis verzog unmerklich den Mund.

Dieser Empfang! Er paßte ihm gar nicht.

Er hatte sich darauf gefreut, einmal wieder einen traulichen Abend zu zweit in Mahlow zu verleben, sich loszulösen von allen Kergernissen des geschäftlichen und allen Forderungen des gesellschaftlichen Lebens.

Da hatte Tutta diesen großen Empfang vorbereitet, bei dem ihre Gemächer gefüllt waren mit den führenden Persönlichkeiten der Kunst, der Wissenschaft, der Börse, der Presse und auch der Politik.

Er haßte diesen Aufmarsch der „Prominenten“, aber Tutta fühlte sich wohl, wenn alles ihr huldigte und am nächsten Tage die Zeitungen das gesellige Ereignis registrierten.

Er winkte dem Diener müde mit der Hand.

„Verbinden Sie mich, ich werde selbst die Antwort geben!“

Christoph ging, und gleich darauf hörte Biblis die geliebte Stimme. Frisch und ausgeruht klang sie, als ob Tutta zehn Stunden hintereinander geschlafen hätte und nicht erst um drei Uhr zur Ruhe gegangen sei.

Ja — sie besaß eine zähe Natur, die sie auch nicht altern ließ! Und für eine kurze Weile schwanden die Geister des Geschäftes aus des Geheimrats Arbeitszimmer, um tändelnden Liebesputzen Platz zu machen. Sie schäkerte mit ihm, rief ihn scherzend bei den Rosenamen, die sie ihm zu geben pflegte, und er vergaß völlig, daß er ihr wegen ihres Verhaltens am Abend vorher Vorhaltungen machen wollte! —

Corbach war ein Mann, der die Zeiteinteilung eines Börsenfürsten richtig einzuschätzen verstand.

Punkt elf Uhr betrat er das Gemach.

Keine Minute früher, keine später.

Dann zündete er sich die Zigarre an, die ihm der Geheimrat anbot, und begann ohne alle Umschweife.

„Gratuliere zum Bühnenkonzern! Gestern aus der Taufe gehoben, nicht wahr, Herr Geheimrat? Das eben in Zeitungen von der Feier. Na — hoffentlich erfüllen sich die Erwartungen!“

„Ich denke!“

Corbach kraulte sich ein wenig hinter dem Ohr.

„Wir leben in einer schnurrigen Zeit, wo die Ereignisse sich jagen! Heute weiß man nicht, ob morgen nicht etwas ganz Neues alles über den Haufen wirft! Und sehen Sie, Herr Geheimrat, darum bin ich zu Ihnen gekommen; jetzt schon, nicht erst morgen, wie ich zunächst vorhatte! — Die ganze Nacht ist mir eine Sache im Kopf herumgegangen, die ich gestern abend im Atlas+ff hörte —“

Biblis lehnte sich in den Sessel zurück.

„Und — das wäre —?“

„Kann ich auf Ihr unbedingtes Schweigen rechnen, Herr Geheimrat, denn das ist notwendig!“

„Selbstverständlich!“

Und der Makler erzählte hastig mit gedämpfter Stimme, was ihm Reuth anvertraute.

Mit ungläubigem Lächeln hörte Biblis zu.

Corbach sah es und hob die Hand.

„Nein, Herr Geheimrat, so leicht darf man die Geschichte nicht nehmen! Ich kenne den Ingenieur, ein ernster Mann! Und die Verlobte ist ein tüchtiges Mädel! Das Renommieren und die Großmüdigkeit liegt beiden nicht!“

Hätte ich die Sache vor drei Tagen erfahren, dann wäre ich zu Ihnen gekommen: Hände weg vom Theatertrukt, bis dies Geheimnis geklärt ist! Aber so muß man die Dinge nehmen, wie sie sind. Um acht Uhr sehe ich mir die Erfindung an. Taugt sie was, dann erwächst dem Theater eine Konkurrenz, die noch gar nicht abzusehen ist —“

Biblis warf seine Zigarre in den Becher.

„Ich glaube, Herr Corbach, daß doch noch ein weiterer Weg ist von dem ersten Versuch bis zum Gebrauch in der Öffentlichkeit —“

(Fortsetzung folgt.)

Der Browning.

Von Carrado d'Erico.

Er las einmal, zweimal, dreimal. Dann war es ihm plötzlich, als ob das Bett zu zittern anfing. Bald darauf zitterte auch der Kasten und nicht minder die Kommode. Er sah das ganze Zimmer wie durch einen Nebel, sah es in ständiger Bewegung, die aus einer fließenden allmählich in eine kreisende wurde und die ihm, den Ingenieur und Commendatore Amadeus Compassi, zum Mittelpunkt hatte.

Dieser Zustand dauerte einige Sekunden, dann begann er abzuflauen. Das Bett, der Kasten, die Kommode und die übrigen Möbel beruhigten sich und sahen jetzt wieder genau so wie früher aus, das heißt, wie Möbel in einem bürgerlichen Schlafzimmer auszu sehen pflegen. Was aber nicht wich, das war die Nebelwolke vor den Augen des Ingenieurs Amadeus Compassi, der mit nervösen Fingern ein Stück Papier zerrüttete, auseinanderzog und wieder zusammenballte, dieses furchtbare Stück Papier, das die Ursache des Möbelrotterens und des Nebelschleiers vor seinen Augen war.

Langsam jedoch begann sich die Verwirrung in seinem Hirn ein wenig zu ordnen und Denken und Ueberlegung traten in Tätigkeit. Allerhand kleine Episoden und Verdachtsmomente, die er früher mit souveräner Ueberlegenheit von sich gewiesen, bekamen jetzt wieder Leben und brachten die graue Hirnmasse des Ingenieurs in eine unerwartete und geradezu fieberhafte Tätigkeit. Uebermächtig von der Macht dieser Gedanken, die auf ihn einströmten, sank er, den müden Kopf zwischen den Händen, in einen Stuhl und begann zu überlegen, was da für einen Mann von Ehre zu machen sei. Es dauerte auch gar nicht lange und der Handlungsplan stand fix und fertig vor seiner gedemüthigten Seele. Die übliche Tragödie war unausweislich ein Schuß für sie, ein Schuß für den anderen und zuletzt ein Schuß für sich selber. Einen anderen Ausweg sah er nicht.

Der Zettel war ja eine richtige und kategorische Einladung zu einem blutigen Fest. In lapidarer Eindeutigkeit war darauf zu lesen:

„Also heute, mein Liebling, nachmittags um vier. Ich liebe dich grenzenlos. Küsse.“

Keine Unterschrift, kein Datum, nichts.

Während der Ingenieur Amadeus Compassi die Treppe hinunterstieg, dachte er intensiv darüber nach, wer wohl der Mörder seines Glücks, der Verfasser dieses verräterischenzettels sein könnte, den er bei einem Fuß des Ehebettes, und zwar auf der Seite seiner Frau, gefunden hatte. Zweiunddreißig Verdächtige gingen ihm durch den Kopf, aber bei einem blieb er dann endgültig stehen. Es war dies der Advokaturkonzipient Lodoli, ein immer geschwiegener und gebügelter, vom Scheitel bis zur Sohle eleganter Mann, der erst vor kurzem das Doktorat gemacht hatte und der seit einiger Zeit mit schwächenden Augen die junge Linda ansah, die viel zu schöne und zu junge Linda Compassi, die mit ihren 22 Jahren die Gattin eines 50jährigen Ingenieurs war.

Er sah den Konzipienten Lodoli schon in einer Blutlache liegen, als er in das wohlaffortierte Geschäft trat, das seine Auslage knapp neben dem Haustor hatte. Dieser Laden gehörte dem Waffenhändler Cavaliere Santorre Archibusi, Hoflieferanten des königlichen Hauses.

Cavaliere Archibusi empfing ihn mit dem für die Kunden reservierten Lächeln, das aber im vorliegenden Falle um etliche 26 Prozent freundlicher war, da es sich ja um einen guten Bekannten und zugleich Wohnungsnachbar handelte. Er beillte sich auch, den Ingenieur in verbindlichster Weise zu fragen, mit welchem Schießwerkzeug er ihm dienen könne.

„Ich möchte einen Revolver,“ sagte mit dumpfer, entfernt klingender Stimme der Ingenieur Commendatore Amadeus Compassi.

Keine zwei Minuten vergingen und schon lag auf dem Pult des Waffenhändlers eine große Anzahl verschiedener Revolver von 5 bis zu 35 Zentimeter Länge. Man konnte da vernickelte und matte Räufe sehen, Griffe aus Bein, Perlmutter und Ebenholz, Revolver mit fünf und sechs Schüssen, ja solche mit sieben, acht und zehn. Alles was nur das Herz begehrt, war in dem Geschäft des Cavaliere Archibusi zu haben.

Der Ingenieur schaute mit unsicherem Blick diese Waffenausstellung an und zögerte noch in der Wahl des Revolvers, das seine Ehre retten und drei Menschenleben vernichten sollte. Da der Geschäftsinhaber seine Unsicherheit sah, begann er einen Revolver nach dem andern vorzuführen und die Vorzüge jedes einzelnen anzupreisen.

„Kleiner Rotationsrevolver. Fünf Schuß. Kaliber 6.35. Vortrefflich zum Einschüchtern. Kann in jeder Tasche getragen werden. Ist eine Waffe für den Smoking. 100 Lire.“

Der Ingenieur schüttelte verneinend den Kopf. „Sehr eleganter Revolver. Sechs Schuß. Griff aus Perlmutter. Kaliber ebenfalls 6.35. 120 Lire. Waffe für den Fraß. Sehr beliebt zur Sicherheit beim Nachhausegehen von Redouten.“

Nein, das war noch nicht das Richtige. „Repetierrevolver. Fünf Schuß. 7.65 Kaliber. Belgisches Fabrikat. 150 Lire.“

Der Ingenieur nahm den Revolver in die Hand und betrachtete ihn.

„Zu plump,“ sagte er, „und übrigens nur mit fünf Schuß.“

Kalt hatte er gedacht, daß ihm in der Aufregung der tragischen Vorgänge sehr leicht ein Schuß fehlgehen könnte.

„Original-Browning, automatisch,“ sagte der Waffenhändler beim nächsten Stück. „Kaliber 7.65, sieben Schuß, flach, leicht, vorzüglich in der Tasche zu tragen. 200 Lire.“

Compassi nahm den Browning und besah ihn genau. Er steckte ihn ein, man merkte nicht einmal, daß etwas in der Tasche war; er versuchte den Abzug, die Feder ging ganz unhörbar.

„Ist dieser Revolver auch zuverlässig?“ fragte der Ingenieur. „Es ist ein Original-Browning mit voller Garantie für absolute Schußpräzision,“ beillte sich der Waffenhändler zu versichern.

„Kann man damit auch einen Menschen töten?“

„Ob man mit diesem Browning einen Menschen töten kann?“ wiederholte der Cavaliere Santorre mit breitem Lächeln. „Ich würde mich schön bedanken, wenn man das an mir ausprobieren wollte.“

„Gut, ich nehme also diesen Browning.“

„Mit sieben Patronen?“

„Mit vierzehn.“

Der Waffenhändler führte sieben Projektile in den Browning ein, die übrigen verpackte er gesondert, übergab dann alles dem Ingenieur und steckte zwei Banknoten zu 100 Lire in die Kasse. Die überzähligen sieben Patronen ließ er unberechnet und wehrte den Versuch des Ingenieurs, auch diese Kleinigkeit zu bezahlen, mit eleganter Geste ab.

Dann begleitete er den Kunden bis zum Ausgang, grüßte mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder hinter das Pult, um die vierzig Waffen, die er dem Ingenieur Amadeus Compassi zur Auswahl vorgelegt hatte, auf ihren ursprünglichen Platz zu räumen.

Zu Hause angekommen, sperrte sich der Ingenieur in sein Zimmer ein und prüfte zu allererst die Waffe. Sie war klein und viereckig und flößte ihm großes Vertrauen ein. Er steckte sie wieder in die Tasche und begann nachzudenken. Alles sprach für die Schuld von Linda und Lodoli; der Besuch des Konzipienten am vorherigen Abend, der verräterische Zettel, der Linda wohl aus der Tasche gefallen sein muß, und schließlich auch der Zeitpunkt des Rendez-vous, der gerade auf den Nachmittag fiel, da er, der Ingenieur Amadeus Compassi, in dringenden Geschäften verreisen mußte. Es war, wie unzweifelhaft feststand, ein typischer Ehebruch, den man nicht anders als mit der Waffe erledigen konnte. Nach dieser Schlussfolgerung schaute der Commendatore auf die Uhr: es fehlten noch fünf Stunden bis zur Tragödie. Der zweiundzwanzigjährigen Linda, die ihm sagen kam, daß man speisen müsse, wenn er fortzufahren gedenke, verbarag er seinen furchtbaren Plan unter einem Lächeln. Er hat sie, noch ein wenig zu warten, da er einen Geschäftsbrief zu schreiben hätte. Dann nahm er einen Bogen und begann:

„Ich töte einen Menschen und mich zugleich, weil meine Liebe und meine Ehre in Trümmer gegangen sind...“

Es war vier Uhr. Während der Ingenieur die Treppe hinaufstieg, bemerkte er wieder um sich jene drehende Bewegung, die er empfunden hatte, als ihm der Zettel in die Hände gefallen war. Der Schlüssel zitterte in seiner Hand, als er ihn geräuschlos einführen wollte. Dann stürzte er plötzlich ins Zimmer, den Original-Browning mit sieben Projektile, Kaliber 7.65, in der geschlossenen Faust.

Linda arbeitete neben dem Fenster, ruhig und allein. Sie sprang auf, als sie ihren Mann mit herbergequollenen Augen und dem Revolver in der Hand hereinströmen sah und war auch prompt ohnmächtig.

Der Ingenieur wurde bleich, der Original-Browning fiel ihm aus der Hand und lag nun wie ein harmloses, ja vollkommen unmitztes Ding auf dem Boden. Linda war schuldlos, die Ehre unangeastet, die Liebe unberührt. Aber der Zettel, dieser furchtbare Zettel? ...

Kaum hatte sich Linda erholt, als sie auch sofort alles aufklärte. Marianne, das Stubenmädchen, hatte sie diesen Nachmittag um Ausgang gebeten und war zwanzig Minuten vor 4 Uhr fortgegangen. Sicher handelte es sich bei dem Zettel, von dem der Ingenieur mit abgerissenen Worten und ganz in Schweiß gebadet sprach, um eine Liebesbotschaft an die Hausgehilfin.

Der Commendatore meinte. Tatsächlich waren ja auf dem Zettel keine Namen. Wie er seine Linda, seine zweiundzwanzigjährige Linda, verdächtigen konnte, die nach der Abreise ihres Mannes ruhig zu Hause saß und mit vorbildlicher Emsigkeit arbeitete?

Ein Augenblick unsagbarer Süße folgte dem Vorausgegangenem. Die Möbel des Schlafzimmers, die sich von ähnlichen Einrichtungsgegenständen durchaus nicht unterschieden, standen ruhig und zeigten nicht die geringste Tendenz, sich zu drehen. Der Ingenieur schloß seine weinende Frau mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme, nahm dann den Original-Browning und legte ihn dem Waffenhändler zurück, der ihm ohne zu zögern und mit dem gleichen Lächeln die 200 Lire zurückzahlte. Vier Stunden später reiste Compassi ab und winkte vom Coupéfenster seiner

